

Paul Gruber

BG/BRG Rebberggasse, Feldkirch
Betreuung durch Christian Geismayr

Thema 2:

Der Gedanke, dass die Gebete der Verfolgten in höchster Not, dass die der Unschuldigen, die ohne Aufklärung ihrer Sache sterben müssen, dass die letzten Hoffnungen auf eine übermenschliche Instanz kein Ziel erreichen und dass die Nacht, die kein menschliches Licht erhellt, auch von keinem göttlichen durchdrungen wird, ist ungeheuerlich.

Max Horkheimer: Kritische Theorie. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1968, S. 372

Es liegt ein gewisser Witz in der Tatsache, dass Camus' Frage nach dem Selbstmord zwar die für die Philosophie wichtigste ist, aber gleichzeitig auch eine, die letzten Endes immer eine Antwort schuldig bleiben wird, schuldig bleiben muss. Ruft man die Frage in die Welt hinaus, so wird keine Antwort zurückkommen. Woher diese Unmöglichkeit, den Sinn zu erkennen?

Der erste große der christlichen Mystiker, Dionysus Areopagita, schreibt, man solle Gott mit vielen verschiedenen Worten nennen, sogar mit möglichst unpassenden wie etwa Tiernamen, um sich immer gewahr zu bleiben, wie willkürlich doch alle diese Bezeichnungen seien. Er dachte dabei vor allem an die Namen sinnlich vorstellbarer Dinge, tatsächlich ist es aber nicht nur falsch, sich Gott mit einem bestimmten Aussehen vorzustellen – wie Moses Maimonides erkannt hatte –, sondern es geht bereits über die der Sprache eingeschriebenen Grenzen hinaus, sinnvoll von Gott sprechen zu wollen.

Zwar sind auch Begriffe wie „Unendlichkeit“, „gut“ und „böse“ sinnlich nicht vorstellbar, doch die Sprache ermöglicht uns, in unserer Erkenntnisfähigkeit die Beschränkung der Empirie hinter uns zu lassen und ein Verständnis für diese Begriffe zu entwickeln, mit ihnen sinnvoll zu operieren. Da die Sprache sich aber ihrem Wesen nach auf die Beschreibung der Welt begrenzt, sind ihr Dinge außerhalb dieser nicht zugänglich, wie etwa Gott, falls er existiert. Inwiefern kann es dann aber sein, dass wir, ob nun sinnvoll oder nicht, Worte wie „Gott“, „Sinn“ etc. benutzen? Sie sind doch alle ein Teil der Sprache, müssten sie dann aber nicht eine richtige Verwendung haben? Und muss ein Wort, das man richtig und falsch verwenden kann, denn nicht etwas bedeuten, etwas bezeichnen?

Spricht man sinnvoll von Gott, so ist es, als ob man an der Küste einer Insel steht und auf den Nebel zeigt, aber etwas meint, das sich hinter jener Nebelwand befindet – von dem man nicht einmal ausgehen kann, dass es sicher dort ist. Was ich sagen will, ist folgendes: Wir können von einem etwas sprechen, das wir „Gott“ nennen, „Sinn“ oder auch „Koinzidenz“ wie Cusanus, aber wir können die Sache selbst nicht denken: Wir bezeichnen sie nur anhand dessen, wie sie sich in der Welt zeigt. So sagt etwa Johannes Scotus Eriugena zur Trinitätslehre, dass die Einheit von Vater Sohn und Heiligem Geist selbst nicht vorstellbar wäre, dass aber der Vater den schöpferischen, der Sohn den geschöpften und der Heilige Geist den segnenden Aspekt der Dreieinheit meint. Anders gesagt: Wir sprechen von einem Dahinter, das wir an der Grenze festmachen, bis zu der wir geistig vordringen konnten. Nicht nur der christlichen Theologie, auch Wittgenstein zufolge sind die zuvor aufgezählten Begriffe nur verschiedene Worte für ein und dasselbe, das in seiner Einheit aber unfassbar bleibt.

Wenn wir aber Gott selbst nicht denken können, was bleibt dann? Ich würde sagen, es bleibt der Glaube an die „leere und wüste Gottheit“ der Mystiker, oder, um es statt mit Meister Eckhardt mit Wittgenstein zu sagen: das Mystische.

Horkheimer hat recht: Es ist eine ungeheuerliche Vorstellung, dass „die Gebete (...) auf eine übermenschliche Instanz kein Ziel erreichen und dass die Nacht, die kein menschliches Licht erhellt, auch von keinem göttlichen durchdrungen wird“. Der Gedanke, dass wir aber keine Möglichkeit haben, eine Antwort auf diesen Gedanken zu finden, scheint aber fast noch ungeheuerlicher. Eine weitere Schreckensstufe: Wir müssen uns trotz der Unbeantwortbarkeit dieser Frage, die doch letzten Endes auch die nach dem Selbstmord und dem Sinn ist, dennoch entscheiden. Diesem Sich-verhalten-müssen, das impliziert, wir könnten uns in dieser Grundfrage des Daseins irren, entspringt die Angst. Eben dieser „Schwindel der Freiheit“ ist der Schrecken, den Horkheimer uns mit seinem Gedanken einjagt.

Kierkegaards Angst bleibt aber nicht auf die Existenz Gottes und des Sinns beschränkt, sondern spannt sich ebenso über die Existenz der Ethik bis zu den Folgen ethischen Handelns. So spricht Wittgenstein im Tractatus eben jene Art der Angst an, die Joseph Conrad auch in seinem Roman „Lord Jim“ beschreibt: Sie entspringt der Frage, was es denn heißt, gut oder schlecht zu handeln? Auch die Bedeutung der Schuld entzieht sich unserem Wissen-können, denn wie soll denn erkannt werden, ob Gott verzeiht oder straft, ob der immer Strebende erlöst werden kann oder verdammt wird? Während der junge Wittgenstein in den Schützengräben aus dieser Unsagbarkeit die der Ethik folgert, treibt die Ohnmacht diesem Gedanken gegenüber Jim letztendlich bis in den malaiischen Urwald. Er rennt buchstäblich vor der Frage davon, wie es viele unter uns – um nicht zu sagen: die meisten – tun. Wie aber ließe sich der Angst entgentreten?

Die Angst ist eine der großen das Dasein bestimmenden Kräfte, die sich, wenn auch nicht vollends niederringen, durchaus kultivieren und zähmen lässt. Dazu muss man aber den Sprung in den Glauben wagen, muss man sich, anstatt sich – um der Frage zu entgehen – zu zerstreuen, entscheiden. Dieser Sprung ist keiner in die Irrationalität, wie man denken könnte, denn man schließt den möglichen Irrtum nicht notwendigerweise aus, im Gegenteil: der reine Glaube – und dies unterscheidet ihn vom Aberglauben – ist durchaus vernünftig.

Entscheiden wir uns frei für den Glauben und springen wir damit sozusagen in ihn hinein, hat sich der Nebel vor der Küste zwar nicht verzogen, aber dennoch ist unsere ganze Sicht auf die sichtbare Welt eine andere geworden. Novalis hat von der Lüftung des Schleiers der Göttin zu Sais gesprochen, hinter dem wir – in guter idealistischer Manier – uns selbst erblicken. In diesem Ich Fichtes fände er dann eine Welt. Für den Mystiker spielt es sich geradezu umgekehrt ab: Der Schleier lässt sich zwar nicht lüften, doch entscheidet man sich dennoch für jene „wüste und leere Gottheit“, so beginnt man erst, die hiesige Welt erst wirklich zu sehen.

Horkheimer stellt uns mit seinem Gedanken ein ungeheuerliches Bild vor Augen, dessen von ihm aufgeworfene Frage – ob es denn in der Realität gleichfalls so ist – sich nicht beantworten lässt. Das Zitat lässt uns schauern und es stellt uns vor eine Wahl und fordert uns auf, uns zu entscheiden. Vielleicht sollten wir seine erschreckende Vorstellung als eine Aufforderung sehen, zu glauben, was nichts anderes wäre, als eine, unseren Blick endlich auf die Welt zu richten. Und selbst wenn kein göttliches Licht diese Nacht durchdringt, so ist dieser hoffnungsvolle Glaube doch ein schwaches Leuchten.